

Zeitschrift: RosaRot : Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen
Herausgeber: Redaktionskollektiv RosaRot
Band: - (2020)
Heft: 59

Artikel: Fremd bleibe ich sowieso
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-880975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fremd bleibe ich sowieso

Jannas Existenz wirft Fragen auf, aber ihr fehlen oft die Antworten. Und das ist für sie in Ordnung.

von JMK

Auf dem Schulweg

Am Morgen meines ersten Schultages schärzte mir meine Mutter scheinbar aus heiterem Himmel ein: «Wenn dich jemand fragt, warum deine Eltern blaue Augen haben und blond sind und du nicht, dann sag ihnen einfach, dein Opa wäre auch sehr dunkel gewesen.»

Diese Instruktion erschien mir aus mehreren Gründen verdächtig.

Erstens waren weder meine Mutter noch mein Vater zu diesem Zeitpunkt sonderlich blond. Eher brünett, respektive ergraut.

Zweitens hatte ich meinen Grossvater nie kennengelernt. Auch wenn sein Bild mit den pech-schwarzen Haaren und den grauen Augen seit jeher auf dem Schreibtisch meiner Grossmutter thronte, kam es mir seltsam vor, mich zur Rechtfertigung meiner Selbst auf jemanden zu beziehen, der lange vor meiner Geburt verstorben war.

Drittes erschien es mir unwahrscheinlich, dass irgendwer an meiner Blutsverwandtschaft zu meiner Mutter zweifeln könnte. Schliesslich verging in meinem Leben bisher kaum eine Woche, an dem sie nicht herausstrich, dass unsere Nasen quasi identisch sind, und am Telefon kann uns seit jeher kaum wer auseinanderhalten.

Viertens hatte ich in der Nacht zuvor mit über 38 Grad Fieber wachgelegen, was die Verarbeitung dieser verwirrenden Anweisung nicht gerade leichter machte.

Und fünftens – und daran hatte ich am meisten zu knabbern – war mir nicht klar, WAS genau das Geheimnis war, das zu hüten mir so unvermittelt aufgetragen worden war. Und auch nicht, WESSEN Geheimnis es überhaupt sein sollte.

Ich konnte nicht festmachen, was genau meine Mutter befürchtete und mit diesem Rat abzuwenden versuchte.

Nichts an meiner Existenz oder Herkunft erschien mir Geheimhaltung zu benötigen. Auch wenn ich im Laufe der Zeit ausführlich feststellen konnte, dass meine Familienkonstellation häufig Verwirrung hervorruft.

Dabei erschien und erscheint es mir recht simpel:

Vor vielen, vielen Jahren, im Jahre des Herrn 1991, war meine Mutter Anfang 30 und sehr ange-tan über meine Geburt an einem verschneiten Sonntag im April. Ihr damaliger Partner – mein Erzeuger, wie sie zu sagen pflegt – wollte trotz meiner unbestreitbaren Niedlichkeit dann doch lieber kein Kind. Ihre Wege trennten sich und meine Mutter heiratete kurz vor meiner Einschulung einen anderen Mann, der mich bald darauf adoptierte, dessen Familiennamen ich annahm und den ich als meinen Vater bezeichne. Mittlerweile sind meine Eltern schon lange wieder geschieden und mein Vater ist vor zwei Jahren verstorben. Aber das tut hier nichts zur Sache. Der Clou, wenn man so will, liegt darin, dass mein sogenannter Erzeuger Afghane ist. Oder war. Ob er noch lebt, weiss ich nicht so genau.

Phänotypisch resultierte diese Konstellation in einem Erscheinungsbild, das zwar am Flughafen generell keine «zufällige, verdachtsunabhängige Kontrolle» nach sich zieht, aber bei den allermeisten Personen trotzdem zu einem deutlichen «PING» auf ihrem Othering-Radar führt und mit einer unersättlichen Neugier nach meiner Herkunft einhergeht.

Ratespielchen

Es sind nicht nur weisse Leute mit Physiognomik als Hobby, die es sich zur Aufgabe machen, meinen Stammbaum zu erforschen. Auch viele nicht-weisse Personen kommen freudig auf mich zu, suchen das Gespräch über meine Herkunft, wollen wissen, wo sie mich einordnen können, hoffen vielleicht auf Austausch oder Unterstützung.

Den allermeisten Leuten gelingt es nicht oder nur schwerlich, die Herkunft meines Erzeugers zu erraten. Ich muss gestehen, die Ratespielchen jeweils bewusst zu ermutigen, wenn das Thema einmal auf dem Tisch ist. Ein strukturiertes Rateprozedere gibt mir ein Gefühl von Kontrolle in einer ansonsten defensiven, konfusen Situation, in der meine Person zur Debatte steht. Ich weiss, ich kann mich jeweils auf einige Fehlversuche freuen und mir damit eine gewisse Galgenfrist verschaffen. Unter den Rateversuchen ist jeweils so ziemlich jedes Land unter der Sonne. Irgendwie sehe ich fremd aus, aber mit viel Raum für Interpretation.

Dass das auch hätte anders kommen können, betonte meine Mutter jeweils mit dem Hinweis darauf, die Mutter meines leiblichen Vaters wäre blond und grünäugig gewesen. Was ich konkret mit dieser Information anfangen sollte, blieb jeweils offen.

Sie fühlen sich nicht gut an, die Ratespiele, die Implikationen. Sie tragen den Keim von Exklusion in sich. Wenn ich mein «Geheimnis» preisgebe, mache ich mich verwundbar. Gerade, wenn ich die fragende Person nicht gut kenne. Häufig bereue ich es im Nachhinein, dem exotisierenden Wissensdrang meines Gegenübers nachgegeben zu haben.

Die Deutungshoheit über meine Identität liegt nicht bei mir. Mein Status als fremd oder nicht-fremd obliegt den Betrachter_innen. Irgendwas ist da. An meinen Haaren. Meinen Augen. Meiner Haut. Das sagen (fast) alle, also muss es stimmen.

Sie fühlen sich nicht gut an, die Ratespiele, die Implikationen. Sie tragen den Keim von Exklusion in sich.

Die Deutungshoheit über meine Identität liegt nicht bei mir. Mein Status als fremd oder nicht-fremd obliegt den Betrachter_innen.

Befremdliches

Mittlerweile habe ich mehr als mein halbes Leben in der Schweiz verbracht. Ich bin hier zuhause und ich bin hier fremd. Hier trumpft mein Deutschsein zunächst alles Übrige, was Andere sonst noch an mir stört. Eine Form von Fremdheit, die sich meist erst bemerkbar macht, wenn ich den Mund aufmache. Ich hätte diesem Problem wohl durch sprachliche Assimilation zuvorkommen können. Aber die ersten Jahre in Schwyz zu einer Zeit extremer anti-deutscher Ressentiments mit ständigen Beschimpfungen als «Nazi-Schlampe» haben meinem linguistischen Integrationswillen dauerhaft den Garaus gemacht.

Auch in Deutschland wäre ich fremd. Irgendwie. Anders als hier.

Überall bin ich queer. Und renitent. Und absolut unfähig, die Klappe zu halten. Dem kann ich nirgendwo entrinnen. Nicht, dass ich das wollte.

Manchmal hadere ich damit.

Es wäre schön, zu irgendwas zu gehören. Es wäre leichter, simple Antworten zu haben.

Weil es anstrengend ist, anzuecken. Aufzufallen. Zu irritieren.

Ich habe Glück; mein Irritationspotenzial ist verhältnismässig gering. Im Alltag spielt es eher eine untergeordnete Rolle.

Ich muss mir mehr Sorgen darüber machen, in welche Schwierigkeiten mich mein vorlauter Ruhrpott-Schnabel bringt, als über die Gefahren von *Racial Profiling*.

Und doch beschäftigt sie mich, die Suche danach, wohin ich passe, weil sie immer wieder an mich herangetragen wird. Durch die Fragen über meine ‹tatsächliche› Herkunft. Durch Kommentare wie «Du siehst heute so japanisch aus!» in Teamsitzungen. Durch bizarre Vergleiche mit Frauen aus aller Herren Länder, von Schlagersängerin Sarah-Jane bis zu Pocahontas. Es ist ein ständiges Aufrauen an einem Umfeld, in das man eigentlich nahtlos reinpassen sollte. Sollte? Sagt wer? Na, alle. Finde deine Nische, deinen Safe Space, deine Community, deine ganz persönliche, massgeschneiderte Bubble. Und dann. Ja, dann. Dann gehörst du da dazu. Wenn du nur rausfindest, wer du wirklich bist.

Vergebliche Liebesmüh'

Ich habe lange versucht, das empowernde Element in dieser Selbstfindung auszumachen. Habe vergeblich gehofft, irgendwann selbst auf eine Gemeinschaft zu stossen, wo ich unter Meinesgleichen sein und mich völlig normal und durchschnittlich fühlen kann.

Das Gegenteil ist der Fall. Ich fühle mich müde und unzulänglich und abgeschnitten von meinen sogenannten Communities und jenen, die in ihnen aufzugehen scheinen. Mir kommt der schleichende Verdacht, wir vergeuden unsere Zeit mit all dem Entschlüsseln und Interpretieren von Identitäten. Vielleicht sind wir einem Schwindel aufgesessen, der uns auslaugt, aufsplittert, ablenkt von der Wurzel allen Übels. Wir differenzieren uns, statt uns zu solidarisieren. Wir verausgaben uns in den immer gleichen Grabenkämpfen über Kategorien von Geschlecht, Sexualität und ethnische Zugehörigkeit, statt uns der Stärkung eines Klassenbewusstseins zu widmen. Verzetteln uns in autobiografischen Narrativen, anstatt aus der Vergangenheit zu lernen und unser Leben der Erschaffung einer neuen Welt zu widmen.

Ich suche nicht (mehr) nach Labels, die mehr schlecht als recht zu mir passen. In keinem Bereich meines Lebens. Ich weiss um ihre Vorteile, aber ich weiss auch, dass sie ihren Tribut fordern. Sie bringen uns in Erklärungsnot. Sie verlangen, dass wir uns zu ihnen verhalten. Sie wollen gesucht, erkämpft und verteidigt werden, sie treiben uns in die Defensive.

Ich will mit meiner Energie was anderes anfangen. Ich will mich nicht abgrenzen oder einordnen oder sonst irgendwie so verhalten, dass überholte, restriktive, hierarchische Strukturen doch wieder aufgerufen und gefestigt werden.

Und wie würde das Känguru sagen?

«Ach, fremd, nicht-fremd; das sind doch bürgerliche Kategorien.»

Ich suche nicht (mehr) nach Labels, die mehr schlecht als recht zu mir passen. In keinem Bereich meines Lebens. Ich weiss um ihre Vorteile, aber ich weiss auch, dass sie ihren Tribut fordern.

////////// Ich liege an einem Morgen im Bett und arbeite an Uni-Sachen. Plötzlich spaziert ein Freund meines Mitbewohners hinein, legt sich neben mich, beginnt Feminism for the 99% zu lesen und seine Ansichten dazu kundzutun. Erst nach einer Stunde verzieht er sich wieder.
Word korrigiert «Professorin» zu «Professor imp.

////////// Es ist zehn Uhr abends, ich warte am HB aufs Tram. Einige Meter weiter steht ein Polizist. Plötzlich schreit er mich über die Köpfe mehrerer anderer Personen hin an, was ich so zu gaffen habe, fuchtelt mit den Armen und grunzt.